

29. Sonntag im Jahreskreis (Jahr C)

St. Pantaleon, 17.10.2010

Liebe Schwestern und Brüder,

wieder einmal beschenkt uns heute die Liturgie unserer Kirche mit einem wunderbaren Gleichnis Jesu, das – wie alle anderen Gleichnisse auch – äußerst lebensnah und für uns höchst aktuell ist. Schon allein diese Überlegung über die Lebensnähe der Unterweisungen unseres Herrn sollte uns zur Dankbarkeit zu Gott anspornen, denn - ist das nicht schön, dass Jesus in seinen Predigten und Unterweisungen keine lebensfernen Gedankenzusammenhänge, keine Theorien verkündet hat, sondern uns gerade in die Mitte unserer Lebensrealität ganz konkret angesprochen hat? Wie gut, dass Gott kein Theoretiker ist! Wie gut, dass er uns in unserer persönlichen Eigenart anspricht, und dass wir uns deshalb von ihm persönlich angesprochen fühlen dürfen! Stimmt das? Können wir das wirklich? Können wir uns echt von Jesus Christus durch seine Unterweisungen im Evangelium persönlich angesprochen fühlen? Natürlich können wir es! Um dies zu begreifen, müssen wir uns allerdings etwas ganz Wichtiges vor Augen halten, nämlich, dass Jesus uns alle, Sie und mich selbstverständlich auch, schon damals kannte, als er dies und jenes sprach oder tat, von dem uns das Evangelium berichtet. Es ist nun mal so, meine lieben Schwestern und Brüder, als Jesus damals vor seinen Zuhörern da stand und ihnen seine Unterweisungen unterbreitete, hielt er einen jeden von uns aktuell gegenwärtig vor seinem inneren Auge und darum richtete er seine Worte bewusst auch an uns, wissend, dass sie uns wohl viel später – erst in unserer Zeit nämlich - erreichen würden. Wenn wir das Evangelium heute lesen, dann ist es nicht so, wie wenn man ein Geschichtsbuch liest, von dem man evtl. Gutes lernen kann. Nein! Wenn wir das Evangelium lesen, lesen wir ein Buch, in dem wir selber gewissermaßen vorkommen, denn wir sind dort von Jesus Christus persönlich angesprochen worden, also gehören wir sozusagen dazu. Das Evangelium ist auch unsere persönliche Geschichte. Jesus kannte schon damals unsere Entwicklung, er kannte die Kurven unseres Lebens, unsere Tiefen und Höhen, und hat uns mit seinen Worten und Taten von damals bereits die richtigen Antworten auf die Fragen unseres heutigen Lebens gegeben. Diese bereits schon damals gegebenen Antworten müssen wir heute nur herausfinden, so ungefähr wie wenn man einen Schatz aushebt. Ist das nicht schön unser Glaube, meine lieben Schwestern und Brüder? Ist das nicht schön zu wissen, dass wir schon lange vor unserer Geburt von Gott geliebt wurden, und dass Jesus uns

in seinen Reden und Taten gegenwärtig gehabt und uns schon im voraus die richtigen Anweisungen für ein gelungenes Leben gegeben hat? Ja, das ist wunderschön! Und wenn ein Christ heute bei der Lektüre des Evangeliums merkt, dass der Text ihn anspricht, vielleicht sogar aufrüttelt, bzw. ihm neue Horizonte erschließt, dann muss er wissen, dass dies ein Zeichen dafür ist, dass der Hl. Geist in seiner Seele wirkt, damit er den Sinn des Wortes verstehe, den Jesus für ihn schon damals gemeint hat.

Mit solchem Wissen gewappnet, machen wir uns nun an die Deutung des Textes des heutigen Evangeliums heran. Was Jesus mit diesem Gleichnis allen Christen aller Zeiten der Geschichte im allgemeinen sagen wollte, hat der hl. Lukas in der Einleitung des Gleichnisses bereits deutlich festgestellt, dass wir nämlich lernen mögen, „*allezeit zu beten und darin nicht nachzulassen*“ (Lk 18, 1). Was jeder von uns persönlich und höchstindividuell aus dem Gleichnis jedoch lernen kann, das wird der Hl. Geist in der Seele eines jeden von uns heute oder irgendwann im Nachhinein schon zu verstehen geben. Wir empfehlen uns daher den Hl. Geist an und bitten ihn um sein Licht, damit wir sehen können, was der Herr uns mit den Ausführungen des Gleichnisses individuell sagen möchte. Was steht im Gleichnis? Da ist die Rede von einem ungerechten Richter, der erst nach intensiven Bitten des Rechtssuchenden, sich herabgelassen hat, dessen Bitte doch zu entsprechen. Gegen Ende des Gleichnisses sagt Jesus dann: „*Sollte Gott seinen Auserwählten, die Tag und Nacht zu ihm schreien, nicht zu ihrem Recht verhelfen, sondern zögern?*“ (Lk 18, 7). Was bedeutet das? Jesus sagt, wenn schon der ungerechte Richter die Bitten des Bittsuchenden erhört, dann erst recht Gott. Ist es wirklich so? Die Erfahrung scheint aber, etwas anderes zu lehren. Denn es ist doch eine tägliche Erfahrung, dass Gott viele Gebete vieler Menschen offenkundig nicht erhört. Wie ist das nun zu verstehen? Wie kann man das Wort Jesu, dass Gott dem Bittgebet der Bittsuchenden entspricht, mit der Erfahrung im Einklang bringen, dass viele Gebete nicht erhört werden? Einmal hörte ich in Hamburg eine Predigt vom Weihbischof Norbert Werbs aus Schwerin, der bis zum Fall der Berliner Mauer in der DDR lebte. Er erzählte von einem Jugendlichen, der in den wirtschaftlich schwierigen Zeiten der DDR sich in den Kopf gesetzt hatte, ein Motorrad zu besitzen. Seine Eltern konnten seiner ständig wiederholten Bitte verständlicherweise aus finanziellen Gründen nicht entsprechen. Der Junge hatte jedoch kein Verständnis und wiederholte seine Bitte derart inständig, dass die Eltern das wenige Geld, das sie hatten, zusammen gekratzt haben, und ihm doch den Motorrad gekauft haben. Der Junge war überglücklich, setzte sich auf die Maschine, gab Gas und begann eine Fahrt, die er als äußerst beglückend erfuhr. Bei einer Kurve auf einer Allee prallte er gegen einen Baum und war auf der Stelle tot. Weihbischof Werbs sagte in seiner Predigt: „*Es ist gut, dass Gott*

uns nicht immer die Bitten gewährt, die wir an ihn richten“. Denn Gott, meine lieben Schwestern und Brüder, hat den Überblick, während wir nur eindimensional sehen. Und so lernen wir in dieser Stunde, nicht aufzubegehren, wenn uns einer Bitte nicht entsprochen wird. Wir sollen dann vielmehr denken: *„Wahrscheinlich ist es nicht gut für mich, dass mir die Bitte gewährt wird, zumindest jetzt, in dieser Stunde*“. Nun stellt sich die Frage: Sollen wir für unsere Anliegen weiter beten, wenn sie uns nicht gleich gewährt werden? Auf jeden Fall! Das geht aus dem Gleichnis deutlich hervor. Nur – wir sollten es nicht so ungehalten tun wie der Junge aus der DDR. Im Grunde beten die Christen zu Gott immer mit einem Zusatz, nämlich: *„Wenn das gut für mich ist*“.

Und noch eine weitere Frage drängt sich in dem Zusammenhang auf: wenn das, worum wir bitten, nicht schlecht ist, warum gibt Gott es uns nicht sofort? Meine lieben Schwestern und Brüder, Gott ist kein Automat, der die Ware gedankenlos sofort herausgibt, wenn man den passenden Betrag in den Apparat hineingelegt hat. Wäre das so, d. h. bekämen wir alles sofort in den Schoss, wenn wir nur darum bitten, dann würden wir uns höchstwahrscheinlich nicht anstrengen, es selber zu bewerkstelligen. Das Gebet wäre dann eine Unterstützung der Faulheit. Das geht ja aber nicht. Erbitten soll man eigentlich nur das, was man selber nicht mit eigenen Mitteln schaffen kann. Wenn wir also etwas erreichen wollen, sollen wir zunächst alle menschliche Mittel einsetzen, als hinge das Gelingen des Anliegens allein vom Einsatz der menschlichen Mittel ab, und dann sollen wir beten, als wäre das Gelingen des Vorhabens nur vom Gebet anhängig.

Und schließlich, meine lieben Schwestern und Brüder, noch eine grundlegende Frage über das Gebet: Warum soll man überhaupt beten? Gott sieht doch alles, er kann auch helfen, ohne dass wir darum bitten. Das stimmt. Gott hilft sogar sehr oft, ohne dass man ihn darum bittet. Doch er möchte, dass wir uns sozusagen bei ihm melden, Warum denn eigentlich, wenn er das schon weiß, was wir brauchen? Die Antwort ist ganz einfach und zugleich sehr tief: weil durch das Äußern des Gebetes uns klar wird, erstens dass wir es nicht schaffen, zweitens dass Gott es aber doch kann. Dadurch haben wir die einzig richtige Haltung des Menschen Gott gegenüber eingenommen: die Haltung der Demut. Ja, die Demut! Die Demut, sagte Teresa von Avila, ist die Wahrheit. Und die Wahrheit ist eben die: Gott kann das, was wir nicht können. Wer Gott um etwas bittet, erkennt automatisch den Vorrang Gottes an. Wer Gott um etwas bittet, betet Gott an. Er gibt zu, dass Gott an der ersten Stelle ist, er jedoch höchstens an der zweiten. Und damit sind wir mit einemmal in den Grundtiefen des Menschseins angelangt. Denn die Haltung der Anbetung – die durch das Gebet deutlich zum Ausdruck gebracht wird - ist gerade der absolute Gegensatz jener anderen Haltung, die unsere

Stammeltern an den Tag legten und uns den Ruin gebracht hat. Sie haben Gott die absolute Priorität aberkannt. Sie wollten mehr sein als Gott. Sie wollten Gott nicht anbeten. Gott nicht anbeten zu wollen, das ist aber die Haltung des Teufels (Vgl. Lk 4, 8). Wer aber betet, und wieder einmal betet, der bekennt in eindrucksvoller Weise, dass Gott über ihm steht. Und das ist die einzig richtige Haltung des Menschen gegenüber Gott. Das ist die Wahrheit des Menschen: dass Gott größer ist als er. Dies anzuerkennen und danach zu leben, ist fürwahr keine Demütigung für den Menschen. Zwar ist die Zweitrangigkeit zweifellos eine Unterwerfung, doch keine sklavenhafte, sie ist vielmehr die Unterwerfung desjenigen, der sich von einem Größeren geliebt weiß, der ihm Geborgenheit, Wärme und Wohlbefinden schenkt. Auf dem Marienfeld beim WJT in Köln sagte Benedikt XVI., die Anbetung Gottes sei die Anerkennung Gottes als unser wahrer Maßstab, also doch Unterwerfung, doch diese Unterwerfung heiße lateinisch „*Ad-oratio*“, d. h. „*Berührung von Mund zu Mund, Kuss, Umarmung*“ (Vgl. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 169, S. 86-87). Gott den ersten Rang einzuräumen, ist demnach keine Demütigung für den Menschen, sondern der genau richtige Ausdruck seiner Wahrheit. Gott den ersten Rang einzuräumen, heißt, sich von der Liebe eines Stärkeren umschließen zu lassen. Auch ein Kind ist nicht vor dem Vater oder der Mutter da, und das ist für es fürwahr keine Beleidigung. Wer betet, erkennt die Schöpfungsordnung an, er bekennt sich zur Wahrheit der Dinge, er weiß, dass Gott größer ist und er freut sich darüber. Darum gehört das Gebet als die Suche des Geliebten nach der Stärke des Liebenden zum Leben des Menschen.

Möge Gott uns geben, dass wir im Gebet stets die Wärme der Geborgenheit Gottes spüren.

Amen